

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 11

Artikel: Zwei Sonntage in Frankfurt a.M.

Autor: Dietzi-Bion, Hedwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oder „Nora“ (1879), „Gespenster“ (1881), „Ein Volksfeind“ (1882), „Wildente“ (1884), „Rosmersholm“ (1886). Als Altersdramen sind anzusprechen „Die Frau am Meere“, „Hedda Gabler“, „Baumeister Solness“, „John Gabriel Borkmann“, „Wenn wir Toten erwachen“.

War „Catilina“ Ibsens Prolog, so ist „Wenn wir Toten erwachen“ der Epilog. In seinen Gesellschaftsdramen suchte Ibsen nicht mehr nach historischem Stoff. Er erforschte vielmehr die Zustände der Gegenwart. Wenn das Drama beginnt, liegt der größte Teil der Geschehnisse bereits hinter uns. Wir treten in den letzten Akt der Handlung. Hohle Phrasen oder schmückende Bilder waren Ibsen verhaft, wie Gemeinplätze und Vorurteile. Er war eben durch und durch der Wahrheitsfucher, der nie Kompromisse einging.

Langsam nur reiste Ibsens Ruhm. Das Publikum entsetzte sich immer und immer wieder über die Dramen des Dichters und wehrte sich, in ihnen sein Spiegelbild zu erkennen. Aber Wahrheit setzt sich immer durch. Als Henrik Ibsen am 23. Mai 1906 in seiner nordischen Heimat, wo hin er im Alter zurückgekehrt war, starb, da war er bereits der Zeuge seines Weltruhms geworden. Heute erscheinen die Ibsenischen Dramen immer wieder auf den Repertoires der größeren Bühnen. Das Gesellschaftsdrama aber, das er schuf, ist ausgebaut worden in einer Konsequenz, die vielleicht nicht ganz im Sinne Ibsens lag. i-o

Zwei Sonntage in Frankfurt a. M.

Bon Hedwig Dieck-Bion, Frankfurt.

I. Der letzte Faschingssonntag.

Eine freundliche Vorfrühlingssonne lächelte aufmunternd auf die heitere Stadt Goethes hernieder, denn sie sah Dinge, die ihr wohlgefieLEN. Da es Faschingszeit war, sollten nicht nur die Erwachsenen, die Halbwüchsigen, die Alten Narreteien treiben, auch die Kinder sollten ihren Anteil haben.

Und so sah man unter den Hunderten von Spaziergängern wie Blumen im dunkeln Gehölz bunte Kostümchen aller Art, die ausnahmslos stolz und wichtig von ihren kleinen Besitzern getragen und der staunenden Menge vorgeführt wurden.

Es war entzückend zu sehn, wie glückstrahlende junge Mütter ihre Sproßlinge am Händchen führten, sie im Menschenstrom sorgsam festhaltend. Da war ein kleiner Harlekin mit klingenden Glöckchen, hier ein Pierrot mit riesiger Halskrasse; da gar ein winziges Apäckchen, vor dem man sich entsetzlich fürchten mußte, besonders wenn es auslachte und den Vorübergehenden einen Schlag mit dem papiernen Faschingsstab gab. Oder da das Krimolineweibchen! Es konnte kaum richtig gehen, so klein war es noch, oder das Rokoko-dämmchen mit der weißen Lockenperücke, die fast größer war, als es selbst, oder da das entzückende, schon recht lokette grünseidene Judentädelchen, auf dem schwarzen Kraushaar trug es einen grünen winzigen Zylinder und dazu — ein Monokel. Es schwenkte die seidenbestrumpften Gazellenbeinchen und lokettierte mit den ihm begegnenden „Jungens“. Ganz wie die Großen! Das Monokel ins Auge geklemmt ist ja neueste Mode der Frankfurter Damen!

Da trabten rabenbrandschwarze Schornsteinfeger und Negerlein, kleine Zauberer mit hohen spitzen Hüten, Biedermeierpärchen, Indianer und was alles noch! Ganz einfache Kostüme, von Mutti fleißiger Hand aus bunten Lappen, Flitter und Goldborten verarbeitet, kleidete die lieben Kleinen oft viel schöner als die eleganten gekauften, die andere, von der Bonne ausgeführt, immerhin in umschuldigem Stolz trugen.

Einen sehr lustigen Anblick boten die kostümierten Hunde! Einen sahen wir, eine große, ernsthafte Dogge, der der blauweiße „Anzug“ und das netzische Hütchen auf dem Kopf sehr sonderbar stand. Muntere Foxterrier fanden sich selbst sehr drollig in Zofenmützen oder Zylindchen und sprangen

nochmal so quedfilbrig neben ihren Gebietern; andere treue Vierbeiner schämten sich wohl ihres ungewohnten Aufzuges und ließen den Kopf hängen.

Über eine festlich heitere Stimmung herrschte bei Groß und Klein, und Schritt auf Tritt trafen wir auf fröhliche Kindergesichter, deren Bäcklein sich wieder röten und runden und deren Augen in Stolz und Lebenslust strahlten. Und die liebe Sonne lächelte auf diese Kleinsten unter den Faschingsberauschten herunter und zog sich erst in ihr Himmelbett mit den Wolkenvorhängen zurück, als das letzte bunte Figürchen von der Straße verschwand. Ein paar Stunden nachher strahlten die elektrischen Sonnen auf die weit weniger harmlosen Narreteien der Großen, und am frühen Morgen waren die Straßen übersät von buntfarbigen Papierschlangen, verlorenen Handschuhen, Fächer, Blumen, und der Straßenlehrer wischte alles durcheinander und miteinander in seine Schaufel und Wagen, nur nicht die verlorenen Herzen, deren es im Faschingstreiben besonders viele geben soll.

II. Der Volkstrauertag.

Der 4. März sollte der Trauer um die im Weltkrieg Gefallenen geweiht sein. Schon früh am Morgen wehten an vielen öffentlichen Gebäuden und Privathäusern die Fahnen auf Halbmast. Um 1 Uhr und 10 Minuten sollte eine Minute dem Andenken der toten Helden gelten. Das stellten wir uns sehr schön vor, erhebend, feierlich, tiefgründig.

Wir wanderten gegen 1 Uhr mittags durch die ununterbrochenen Spaziergängern erfüllten Straßen dem verkehrsreichen Platz zu, wo die „Hauptwache“ steht, dieses entzückend stilvolle, seit Jahrhunderten dem Verfall trotzende Gebäude mitten auf dem großen, von elektrischen Bahnen, rasend fahrenden Autos und Menschenmassen belebten Platz.

Wir glaubten, ernste, dunkelgekleidete Menschen zu finden, wirklich Trauernde, wirklich eine Weihstunde Erwartende. Hier und da allerdings schritt langsam eine müde, in Trauer gekleidete Frau, ein alter, gebückter Herr durch die Straße, aber sonst — nein! Frankfurts Bewohner sind nicht zu Trauerfeiern geeignet, das Blut rollt zu rheinländisch leicht durch die Adern, noch lag ihnen die Faschingslust in den Gliedern! Fröhliche, farbige, leichtgefürzte Mädelchen hüpfen über den Platz, oft zu der Riesenuhr der Katharinenkirche aufguckend und dann auf die Armbanduhr; zärtliche Paare harren, junge Burschen, deren Taschen und Kofferchen man ansah, daß sie gleich nachher zum Fußballturnier eilen wollten; munter plaudernde Gruppen ringsum.

Nun aber zogen ernste tiefe Glöckentöne durch die Luft und die Menschen wurden still. Gespannt folgten die Blicke dem unaufhaltsam rückenden Zeiger an der Turmuhr, 1 Uhr 5, 6, 7, jetzt 1 Uhr 10! Dröhnend schlagen die Glöckentöne an unser Ohr; wir stehen und warten, harren, worauf? Auf die eine Minute, die den Toten geweiht sein sollte, in der der gesamte Verkehr aufhörte, die elektrischen plötzlich still standen, wo sie auch waren, die Autos ebenso plötzlich anhielten, die Menschen wie auf einer Schlag verstummt, die Hauer der Männer sich entblößten, die Frauen still zur Erde blickten, alle alle ein kurzes Gebet fanden für die Gefallenen, auch wir Ausländer. Aber es geschah eigentlich nichts; die Trambahnen hielten wie sonst an den Haltestellen; hier und da stand ein Auto wie schau am Trottoir still, der Chauffeur schaute auf die Uhr; ein paar Männer zogen die Hüte ab — das war alles. Dann wogte die heitere schwatzende Menge wie sonst durch die Straßen und wir zogen nachdenklich mit. Unser Schweizerherz sagte uns in deutlichen Schlägen, daß eine solche Rundgebung bei uns viel eindrücklicher gewesen wäre.

Am andern Tag besuchten wir den „Ehrenfriedhof“, das sich weithin erstreckende Gräberfeld der gefallenen Krieger. Genau ausgerichtet, in militärischer Geschlossenheit standen die grauen Steinkreuze da in eigentümlicher herzbewegender Harmonie. Vom Sonntag Morgen her, an dem ein Trauergottesdienst stattgefunden hatte, hingen Kränze

um die aus Tannengrün umkleidete Kanzel, und hie und da vor einem der traurigen Steinkreuze lag ein buntes Blumensträuschen. Auf vielen hunderten nur ein paar!

Aber in den zu grünen anfangenden Baumkronen schmetterten Amseln und Finken ihr Lied. Und es mag zu den armen Toten hinuntergeklungen haben: „Und die Böglein, die sangen so wunder, wunderschön; in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!“

Die Mutter.

Aus dem Polnischen von R. B.

Alle beglückwünschten sie — aber sie konnte sich über das Ereignis nicht freuen. Es war ja alles wahr — Karol war jung und schön, reich und verliebt und war, wie man ihr erzählte, berühmt geworden da irgendwo, in jener Welt, die Verse liest und sich an ihnen begeistert. — Aber ungethachtet alles dessen, war sie nicht befriedigt. Vor allem ist es so unerwartet gesommen... Wahrlich! Sie hätte doch selber merken sollen, wozu all das führte! Schon seit Monaten kam Karol ins Haus, aber es war ihr nichts aufgefallen. Für sie, die Mutter, war Stefa noch ein Kind; ein kleines Mädchen, wie damals, als sie an Mutters Kleid geklammert, ihr im Hause überall nachlief. Wenn sie irgend einen kleinen Kinderdienst erwiesen hatte, da fragte sie immer: „Mama, bin ich brav?“ Was für ein herziges Kind war sie doch!

Und wenn man bedenkt, daß sie jetzt einem fremden Menschen schon fast angehört — und dieser Mann wird nach einigen Monaten sie seine Frau nennen dürfen! Stefa! ihre kleine Stefa! Das schien ihr so unwahrscheinlich...

Schon zwei Monate sind seit der Verlobung verflossen und sie konnte sich noch immer nicht an diesen Gedanken gewöhnen. Und jetzt saß sie da im traurigen Dämmerlicht eines Wintertages und grübelte in ihrem schlichten mütterlichen Gemüte über dieses Ereignis nach, — ein Ereignis, das doch so alltäglich war, aber für sie so ungewöhnlich...

Seit dem Tode ihres Mannes hatte sie sich nie von ihrer Tochter getrennt. Sie hatte sie sogar nicht in die Schule geschickt, um sie so viel wie möglich um sich zu haben. Und so verbrachten sie zusammen viele Jahre in dem ruhigen, kleinen Hause in der Vorstadt, das zusammen mit der bescheidenen Witwenpension ihr ganzes Vermögen darstellte. Stefa wuchs heran und blühte auf, aber sie selber, unter der Last der alltäglichen Sorgen dieses grauen Lebens, neigte sich langsam zur Erde. Ihr Gesicht wurde gelber und voller Falten, ihre Finger immer hagerer und steifer und ihr Herz, das seit dem Tode ihres Mannes unregelmäßig und schmerhaft arbeitete, hörte oftmals ganz zu schlagen auf für einen Augenblick, der ihr wie eine Ewigkeit schien. Dann war ihr der Atem berauschen und sie empfand einen stechenden Schmerz in der Brust. Die Ärzte hatten ihr Ruhe und Schonung anempfohlen. Ein alter Freund von ihren besten Zeiten her deutete ihr an, daß es ratsam wäre, die Tochter jetzt zu versorgen. Sie hatte wohl verstanden. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Herz plötzlich aufhören würde zu schlagen, wie ein zerstörtes Uhrwerk, und dann ganz stille stehen. Was wird dann aus Stefa werden?

An einem Frühlingstage, auf einem Spaziergange mit Freunden, hatten sie die Bekanntschaft von Karol gemacht. Er hatte sich viel mit Stefa unterhalten. Er schaute sie so seltsam an, mit einem Ausdruck des Entzückens in den Augen — eines Entzückens, welches ihrem Mutterherzen sehr wehetat. Sie ahnte wohl, daß solch ein Blick nichts Gutes bedeutete...

Dann kam er ins Haus, zuerst hie und da — hernach immer öfter, wie gewöhnlich, immer die alte Geschichte! Er verweilte immer länger in dem schlichten Häuschen und verschlang Stefa mit immer glühenderen Blicken.

Und Stefa? — Stefa, die immer still und ruhige, wurde noch stiller; ihre großen hellblauen Augen waren

voll Tieffinn und Schwermut und erheiterten sich nur bei seinem Erscheinen.

Sie seufzte tief auf. — Man hat sein Leid mit diesen Mädchen!

Endlich machte er den Heiratsantrag. Zuerst sprach er mit der Tochter, dann erst mit der Mutter. Sie gab ihre Einwilligung, weil Stefa so sehr verliebt war und übrigens — was hätte sie auch dagegen sagen können? Er liebte Stefa, er war jung und reich. Sie hätte eigentlich zufrieden sein sollen, daß ihre geliebte Tochter, jetzt, wo ihre Gesundheit immer schlechter wurde, einen Mann gefunden, der sie liebt und der ihr ein Beschützer sein wird. Und doch war sie nicht beruhigt...

Man konnte Karol nichts vorwerfen — aber er gefiel ihr nicht. Er war so ganz anders als die Menschen, mit denen sie ihr ganzes Leben verbracht und an die sie gewöhnt war. Man sagte ihr, daß er ein großes Talent hätte und die Jugend prophezeite ihm eine glänzende Zukunft und großen Ruhm. Aber darüber konnte sie nicht urteilen. Sie hatte einige seiner Gedichte gelesen, aber sie hatten ihr nicht gefallen. Sie waren seltsam und unnatürlich, wie alles an ihm, ihr unverständlich und übertrieben. Und manche Verse schienen ihr anmaßend und gottlos. Und dazu kam noch seine Prahlerei und sein Eigendünkel.

Er sprach am meisten und am liebsten von sich, als ob nur er allein etwas bedeuten würde. Von anderen Leuten, von jenen Menschen der Arbeit und der Pflicht, von jenen schlichten und rechtschaffenen Familienvätern und den guten Ehemännern, die sie so hoch schätzte, sprach er immer mit Geringsschätzung und Hohn. Er war der Ansicht, daß außer ihm und einer Handvoll „Auserwählter“, all die andern den „großen Haufen“ bildeten; die Philister, die seiner Beachtung nicht würdig wären. Er sprach mit großem Selbstvertrauen und Stefa hörte ihm zu, wie einer Offenbarung und verschlang jedes seiner Worte.

Über sie, die Mutter, sie war nicht verliebt und daher konnte sie ruhig beurteilen, was sie hörte. Er gefiel ihr durchaus nicht. Ueberhaupt imponierte ihr nicht seine scheinbare Größe. Sie hätte vorgezogen, daß der zukünftige Mann ihrer Tochter ein gewöhnlicher, ehrlicher Mensch gewesen wäre; ein Mensch, der gewiß nicht auf den „Höhen“ schweben würde, aber der auch nicht alles verspotten würde, was den anderen heilig und teuer ist. Aber was sollte sie wohl tun? Stefa liebte diesen Menschen.

Sie begriff gar nicht, was mit ihrer Tochter geworden war. Manchmal, wenn sie so zusah, mit welch unbewußter kindlicher Zärtlichkeit Stefa ihre Arme um den Nacken ihres Bräutigams schlug, empfand sie sogar eine nagende, mütterliche Eifersucht. Sie fühlte, daß ihre Tochter ihr nicht mehr so ganz angehört, wie früher; daß dieser Mann, der ihrer Mutter so unangenehm und so sonderbar schien, sie ihr entrissen. Er hatte sie genommen, wie man ein Böglein fängt, mit klopfendem Herzen und bebenden Flügeln. Er wird sie wegführen zur Freude und zum Leide — und der Mutter bleibt nichts übrig, als ihr Alter einsam und allein zu verbringen.

„Wenn er sie nur liebte“, flüsterte sie mit bangem Schmerz und Ergebung.

Vor kurzem hatte sie daran nicht gezweifelt — aber in letzter Zeit hatte Karols Verhalten in ihr immer größere Befürchtungen erweckt. Er kam immer seltener, manchmal war er zerstreut und sogar schroff; und er verabschiedete sich schon früh am Abend. Das fiel ihr hauptsächlich auf seit der Zeit, da die rothaarige Sängerin ihre Gastrollen im Theater begonnen hatte.

„Lieber Gott, entferne diesen Gedanken von mir“, wiederholte sie entsezt.

Auch Stefa, wie es ihr schien, hatte etwas gemerkt, denn sie hatte öfters heimlich geweint, obwohl sie es vor der Mutter zu verbergen suchte. Und unter der Last dieses neuen Kummer begugte sich ihre Gestalt noch mehr und